

# „Jazz an einem Sommerabend“

Ein Film, der im Dokumentarischen spannender ist als mancher Thriller

Wer konzertanten Jazz liebt, der sehe sich diesen Film an! Wer ihn nicht liebt (weil er ihn noch nicht kennt), der sehe sich ihn ebenfalls an! Vielleicht wird ihm ein Licht aufgehen.

Eigentlich ist es ein Dokumentarfilm, denn es wird nichts gezeigt, was nicht auf dem Jazzfest von Newport-Rhode Island (USA) geschehen wäre. Nichts ist gestellt, nichts hinzugefügt, aber es ist alles das Gesehene, was der Mensch im allgemeinen nicht sieht, weil er nicht so genau hinguckt wie die Kamera des Herrn Stern, und weil er nicht so indiskret ist wie die Kamera. Indiskret? Wirklich? Als ob auch nur einer der Anvisierten etwas dagegen hätte. Lass' sie doch alles sehen, sagen die alten und jungen Jazz-Fans: ob wir verzückt vom Dixieland zerfließen oder ob wir plötzlich lostanzen, daß die Schuhe fliegen. Oder ob wir gar so „hin“ sind, daß wir den letzten höchsten Ton der Trompete Armstrongs oder die Urwaldinnigkeit der spirituel Songs der Miß Mahalia Jackson nur noch mit einem Kuß kompensieren können.

Ungeniert ist auf diesem berühmten Jazzfest alles. Keiner und keine, die sich nicht gehen ließe, sei es beim Gummilutschen, Milchtrinken oder Zuhören oder beidem. Das wirkt so ansteckend, daß auch der Kinobesucher beginnen würde, sich zu strecken und zu reckeln, wenn es in der Enge ginge! Die Tracht der Besucher des Newport-Festes ist tausendfach verschieden. Es herrscht maximaler ja schreiender Individualismus. Das reicht — allerdings doch nur selten — bis in die Reihen der Musiker hinein, so sieht man einen hervorragenden Künstler bei entblößtem Oberkörper Cello spielen (eine Suite von Johann Sebastian Bach) und nur einmal unterbrechen, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Die Bands machen Spässe, doch wenn sie spielen, zelebrieren sie jeden Ton, jeden instrumentalen Juchzer und Kickser, und jedes dieser kleinen Orchester erzeugt ein Höchstmaß an Stimmung oder genauer gesagt an Hysterie, die den Mann aus Chikago und die Kleine aus Washington unversehens in den Zauber des Urwalds einbezieht; zum Schluß hat der Rhythmus sie alle, die Schwarzen, die Roten, die Weißen.

Jazz ist eine so andere Art von Musik als die der europäischen Oper (die uns heute oft genug wie aus dem Museum anmutet), daß sie überrascht und überrumpelt. Man kann die Stufen solcher Entwicklung studieren. Da gibt es zunächst gelangweilte Gesichter, skeptische Blicke, doch weicht sich das allmählich auf. Ein Pärchen: bei ihr schmilzt schon das Eis, er ist noch Eismann. Dann trommelt der Drummer los, leise, hintergründig, steigend, schwitzend, schmelzend; hinter dem Xylophon verschwindend, löscht er sich aus. Und der Bräutigam, der Eismann, schmilzt auch, und endlich fliegt das Pärchen aufeinander und man tanzt wie besessen und die Band hat ihre Freude daran.

Dieses Fest (man muß hier doch wohl Festival sagen) ist eine widerstandslos und endlich wollüstig genommene Droge. Darüber muß man sich klar sein. Es ist nicht Marihuana, es ist Musik, manchmal von einem pianissimo, das der Europäer nicht kennt, das aber auch die dicke Tante mit der Torte wahrnimmt und das Tausende auf ihren Holzbänken oder in ihren Logenkäfigen zur Raserei bringt.

Jeder dieser Jazz-Liebhaber sticht vom anderen ab, endlich aber gehen sie alle in einen Topf. In ihm ist Trunkenheit ohne Alkohol — durch einen Trompeter, einen Saxophonisten,

einen Trommler, eine Negersängerin erzeugt, die schließlich den „Lord“ anruft, der wieder einmal zum Medizinmann wird.

Das hat zuweilen etwas vom bacchischen Fest. Jedenfalls wird diese im Gewebe so komplizierte und in der Melodie meist so konventionelle (manche kam einst aus Europa) Musik in eine solche Dynamik und in eine solch' verhexende Rhythmik gezwungen, daß die Körper mitgehen, und daß sogar die unmusikalische Tante mit pummeligen Gliedern, als Synkope, mitmacht. Zum Schluß: Veitstanz.

Der Regisseur versteht etwas von Farben, von Farben im Film. Dunkelheit macht ihm nichts aus, im Gegenteil, da holt er — gegen die Lampen, gegen das Licht — seine unwahrscheinlichen Effekte. Lichter, Scheinwerfer werden zum Klacks, zur Blume, zur Seifenblase, und wenn er das Gesicht einer Schönen aus dem Unschärfen ins Scharfe und wieder ins Wesenlose zurücktauchen läßt, so enthüllt er Nie-vorher-Gesehene, nie wieder zu Sehendes, und beweist, daß es der Schönen Dutzende, ja Hunderte gibt allein auf einem Festival. Kein Bedarf mehr nach Standard-Visagen, nach Stars. Im Gegenteil: auch die anwesenden Stars (etwa Armstrong) werden vermenschlicht, während sie spielen, schwitzen, alles „herausholen“.

Zwischendurch läßt der Regisseur seine Kamera davonfliegen und sie herabtauchen auf segelnde Jachten. Zwar sind sie im Wettbewerb, aber das interessiert ihn nicht, auch den Sieger bekommt man nicht zu sehen. Viel interessanter ist ihm — und uns — die Schönheit der geschwellten Segel, das Hinabtauchen im Vogelzug auf die Mannschaft, die man aber nicht erkennt. Der Kameramann ist ein Tachist. Ein Klacks hier, ein Spritzer dort, und schon flieht die Kamera in den Himmel zurück. So genau sie sehen kann, wenn sie nur will, so ungnädig und so brutal, so impressionistisch auch kann sie sich gebärden; dann wird die Leinwand zu einem in Bewegung befindlichen farbigen Bild (nur Ophüls konnte Ähnliches).

Jazzfest — Fest der Töne, der Rhythmen und der Farben! Jazzfest — Enthüllung der Ur-Sehnsüchte heutiger Menschen, Offenbarung von Komplexen und ihre Abreagierung im magischen Bereich. Ein Sommernachtsstraum, genannt „Jazz an einem Sommerabend“.

Hans Schaarwächter